

REINOLD HAUSWIRTH

«Eine Mansarde genügte mir immer»

Reinold Hauswirth ist oft im Quartier unterwegs, meistens ernst und still. Aber wie bei vielen, die selten lachen, ist es wie ein Sonnenaufgang, wenn sie es dann doch einmal tun. «Ein Spitzbubenlachen», bestätigt der ehemalige Briefträger. Und meint: «Äs Wunder, het's dr Fotoapparat nid verjagt bi däre Grimasse, wo ni da schnide.» Seine Kommentare zum Text will er dann im Briefkasten deponieren. Er hat ja kein Telefon. Sagt's und wandert weiter.



Viel gereist und auch heute stetig auf «Wanderschaft».

Bild: kb

Ich wurde in Saanen geboren, am 4. 10. 1938. Aufgewachsen bin ich in Feutersoey. Meinen Vater habe ich nie gekannt, er starb im Mai an einer Lungenentzündung und ich wurde erst im Oktober geboren. Ich lebte mit der Mutter beim Grossvater, die Grossmutter war auch schon gestorben. Ich hatte keine Geschwister. Wir wohnten sehr einfach, in einem Haus, in dem es im Winter nur in einem Zimmer warm war. Darin lebten wir dann, das Wasser musste man hereintragen und ins WC schneite es hinein, da blieb man nicht zu lange sitzen. Lacht. Aber ich lebte gern dort. Wir hatten drei Kühe, für den Eigengebrauch. Käse und Fleisch, im Winter etwa ein Sölli und ein Schaf und eine Geiss. Während des Krieges musste man ja Kartoffeln anbauen – und Händöpfelchäfer abläse. Im Sommer schlittelte ich Käse von der Alp ins Tal. Wir hatten eine Gesamtschule, ich ging gerne hin. Vornweg rechnete ich gerne. Ich erinnere mich an eine Schulreise nach Bern ins Dählhölzli und an eine ins Wallis: Wir liefen über den Sanetschpass nach Sion hinüber. Im Sommer mussten wir heuen, ich konnte ziemlich gut mähen mit der Sägesse, ich konnte sie auch dängele. Erst zuletzt hinaus hatte ein Nachbar einen Motormäher. Mein Grossvater fragte, was das für ein roter Teufel sei, der da auf dem Heublätz herumsurre. Zuerst wusste ich nicht recht, was ich machen wollte nach der Schule. Es war damals üblich, dass man ins Welsche ging, um Französisch zu ler-

nen. Ich war dann an insgesamt drei Orten als Privatbriefträger angestellt bei je einem Posthalter. Im Sommer ging ich nach Hause, um beim Heuen zu helfen. Als Privatbriefträger half ich auch im Garten und scheidete das Holz für die Posthalter, in Grandcour half ich auch im Lädéli. Das Briefträgerei gefiel mir und ich dachte, es sei wohl das Beste, wenn ich zur Post gehe. Ich musste eine Aufnahmeprüfung machen. Sie sagten, ich könne noch zu wenig gut Französisch, so blieb ich noch ein Jahr im Welschen und dann klappte es. 1957 fing ich die Postlehre in Spiez an, die damals ein halbes Jahr dauerte. Der Kontakt mit den Leuten gefiel mir. Am 1. Januar 58 kam ich nach Bern in den Breitenrain, die Schanze gab es damals noch nicht, nur das Bollwerk als Hauptpost und die Kornhauspost. Ich war zu Fuss unterwegs mit Tasche und Rucksack. Aber es gab schon ein Depot, wo wir nachladen konnten. Die Touren waren nicht so gross wie heute. Wir mussten sie ja dreimal laufen. Die Tagwacht, die erst am Morgen gedruckt wurde, brachten wir zum Beispiel am Mittag. Es gefiel mir überall, wo ich zum Einsatz kam. Nach etwa drei, vier Jahren im Breitenrain kam ich in den Transit für die SBB und später auf die Schanzenpost. Ich war beim Ein- und Auslad auf den Perrons und eine Zeitlang löste ich als Mandatsträger ab, das waren die Briefboten, die nur mit Geld unterwegs waren, Anfang Monat mit der AHV. Mit vier-, fünfhunderttausend Franken in der Ta-

sche käme man heute nicht mehr weit. Meistens gab es dann Kaffee, man hatte schon Kontakt mit den alten Leuten. Bei der Paketausgabe auf der Schanzenpost sortierten wir die Pakete auf die einzelnen Bezirke und für die Stadtfilialen. Wir mussten die Touren auswendig kennen. Bald am liebsten hatte ich Nachtdienst. Wegen der Zulagen. Ich blieb auf der Schanze, bis sie mir kündigten, weil ich mal an einem Sonntagabend nicht arbeiten mochte. Ich hätte den Chef ablösen sollen, mochte aber nicht Chef sein, erst recht nicht am Sonntagabend. Das reichte für die Kündigung. Ich war etwa so sechsundvierzig Jahre alt. Ich wehrte mich und so konnte ich immerhin noch fünfzig Prozent im Weltpostverein in der Fachanlage arbeiten. Dort blieb ich bis zur Frühpensionierung mit sechzig. Die zwanzig Jahre seither waren die schönste Zeit meines Lebens. Ich konnte machen, was ich wollte. Ein wenig umherreisen. Schon früher reiste ich in den Ferien ziemlich in der Weltgeschichte herum: Afrika, Neuseeland, Australien, USA, Hawaii. Kenia gefiel mir am besten. Der Nationalpark mit den Tieren. Mein Antrieb fürs Reisen war: Die Welt anschauen. Nach der Pensionierung reichte mir das GA der SBB. Ich reiste und wanderte vor allem in der Schweiz. Nur bin ich leider seit dem letzten Winter nicht mehr so wandertüchtig. Ich bin im Wylerwald hinten auf dem Eis ausgerutscht. Ich wusste schon, dass ich aufpassen musste, aber plötzlich rutschten die Füsse trotzdem aus und ich brach mir den Oberschenkel und die Schulter. Diese konnte fixiert werden, der Oberschenkel aber wurde operiert und mit einem Nagel stabilisiert. Ich lag wohl so eine halbe Stunde, bis jemand vorbeikam, es schneite leicht am 12. Jänner und ich habe ja kein Telefon. Der Abtransport nach dem Unfall beschäftigte mich auch noch einen Moment: Ich kam mir vor wie ein Tier, sie zogen mich auf einem Tuch über den Boden bis zur Ambulanz. Aber es gab schon keine andere Möglichkeit, weil sie nicht wussten, ob im Rücken etwas kaputt sei. Ich kam in die Insel und später ins Altersheim in Belp. Ich war noch nicht so zwäg, dass ich die fünfundfünfzig Tritte in die Mansarde an der Polygonstrasse geschafft hätte. Aber ich wusste, ich wollte zurück. Wenn es möglich ist.



Man ist freier als in einem Altersheim. Und billig ist es dort ja auch nicht gerade.

Seit ich in Bern lebe, wohnte ich immer in Mansardenzimmern im Wylerdörfli. 1958 musste ich nach Airolo in die Rekrutenschule, aber nachher kam ich ins Nordquartier zurück. Es ist angenehm zum Wohnen, relativ still.

Eine Mansarde genügte mir immer. Früher gab es die Postküchen, wo ich mich verpflegte. Anfänglich kostete ein Menü 1.90 im Abonnement. In der Schanze dann so bei zehn Franken. Später verpflegte ich mich im Migrorestaurant. Ich gehe noch regelmässig ins Oberland, meine Cousins besuchen, etwa so dreimal im Jahr. Das Oberland: Ruhig und gute Luft und auch gewisse Kindheitserinnerungen. Bei uns ist eine lieblichere Landschaft als etwa in Kandersteg oder Grindelwald, wo man grad so an den Felsen zueche ist. Ich gehe gerne laufen und bin jetzt auch wieder besser zu Fuss. Nur herumsitzen und liegen ist nicht gesund. Und um zu essen, muss ich ja hinaus, in der Mansarde kann ich nicht kochen und verhungern will ich doch grad nicht, das wäre etwas qualvoll.

Ein Traum? Die vorige Nacht hatte ich einen lustigen Traum: Ich war in dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Mein Cousin und seine Frau gaben mir ein Chacheli Gaffee und ein Chacheli Schoggola, ich solle es den Kindern in das Schürli hinaufbringen – das es seit vielen Jahren nicht mehr gibt und das Weglein auch nicht. Ich fand es trotzdem! Das dünkte mich ein lustiger Traum. Was man da so träumt, auch von ganz früher! Wünschen tue ich mir, dass ich nicht qualvoll sterben muss. Dass es einfach geht. Einschlafen und nicht mehr erwachen, das wäre das Schönste. Mein schönster Wunsch.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

+ 103 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf www.afdn.ch